

Abrahams Messer

Roman von
Óttar Martin Norðfjörð

2007

Bemerkung des Autors

Im Jahr 1947 fand man in Höhlen am Toten Meer Schriftrollen. Der erste westliche Mensch, der sie untersuchen konnte, war ein Mitarbeiter der CIA, der die größte Schriftrolle an sich genommen hatte. Dieses Schriftstück tauchte nie wieder auf.

Joseph Smith, der Gründer der Mormonen, hat im Jahr 1835 ein altes Buch gefunden. Dieses Buch ist wahrscheinlich im großen Brand von Chicago vernichtet worden. Im Jahre 1966 hat man jedoch zufällig ein paar Seiten dieses Buches im Metropolitan Museum in New York entdeckt.

Die Beschreibungen aus dem Leben von Abraham und Notradamus sind aus sicherer Quelle, wie auch Beschreibungen über Religionen, Institute, archäologische Funde und Kunstwerke.

Alle Bücher, die genannt werden, existieren.

Prolog

New York, Sheraton Hotel, 10. Juli.

Professor Paul Feiler rannte so schnell er konnte durch den Haupteingang des Hotels. Fest in seinen Händen hielt er eine braune Ledertasche, in der sein Vortrag steckte – der Vortrag, der das Geheimnis lüften soll.

Die letzten Wochen und Monate schwirrten ihm im Kopf herum: neue Erkenntnisse, Geheimnisse, Ängste.

Feiler rannte durch die Tür, trotz Angst und Eile machte er einem sehr konzentrierten Eindruck. Er hatte nur eine Aufgabe, die er noch erledigen musste.

Die dürfen die Wahrheit nicht vernichten.

Dicht auf Feilers Fersen folgte Charles Hogue vom Geheimdienst. Er war groß und kräftig gebaut, in einem Anzug wie es die CIA vorschrieb. Trotz des Laufens blieben seine schwarzen Haare wie gemeißelt. Die Anstrengung brachte ihn in keiner Weise außer Atem.

Paul Feiler hastete durch die Tür und wäre fast gestürzt, als er auf die Seventh Avenue kam. Es war kurz nach halb Zehn. New York war zum Leben erwacht. Fußgänger und Autos brausten in der Sommersonne mit hoher Geschwindigkeit vorbei.

Wo kann ich hin? Feiler schaute sich kurz auf der Straße um. *Dorthin!* Der Professor rannte die Straße hinunter.

Hogue's dunkelblaue Augen bohrten sich in Feilers Rücken, als er ihn verfolgte. Er schmunzelte über die Reaktion des alten Professors, der an diesem Nachmittag seinen Vortrag halten sollte. Er wollte was an das Tageslicht bringen, wozu er kein Recht hatte. *Du wirst nicht dazu kommen!*

Feiler verschwand plötzlich in einem chinesischen Laden. Hogue legte seine Hand automatisch an seine Pistole, die er bei sich trug. *Was will er dort?*

Feiler flüchtete in das Geschäft und suchte nach etwas Brauchbarem, was ihm weiterhelfen könnte. Ihm selber konnte nichts mehr helfen, dafür war es jetzt zu spät, aber sein Geheimnis, das war jetzt das einzig Wichtige.

Er lief an Regalen mit Lebensmitteln vorbei. Diese Situation hatte er sich schon ausgemalt, zumal er wusste, dass jemand wie Hogue eines Tages hinter ihm her sein würde. Deshalb hat er sich einen Alternativplan schon zu Recht gelegt und dem würde er jetzt folgen.

Er lief zur Verkaufstheke und fand dort, was er suchte. Feiler kaufte ein Stück. Dieser Gegenstand sollte der Schlüssel zum größten Geheimnis der Geschichte sein. Feiler schrieb etwas auf das gerade Gekaufte und bat dann den chinesischen Verkäufer, ihm einen Gefallen zu tun.

Der Mann vom Geheimdienst wartete vor dem Geschäft. Er wusste, dass Feiler in seiner Gewalt war und ihm nicht mehr entkommen konnte. Diese erste Aufgabe des Tages hatte er gut gelöst. *Mein Vorgesetzter wird mit mir zufrieden sein.*

Kurze Zeit später kam Feiler aus dem Geschäft und blickte Hogue ganz kurz in die Augen. „Das Spiel ist vorbei,“ sagte Hogue mit rauer Stimme und gab kurz einen Blick auf seine Waffe frei. „Komm mit, wir machen einen kleinen Ausflug.“

Feiler schaute sich nach den Passanten auf der Seventh Avenue um. Keiner hatte etwas bemerkt. Trotz seines unumgänglichen Schicksals hatte er keine Angst vor dem, was ihm bevorstand. Er schmunzelte. *Das Spiel ist noch lange nicht vorbei!*

„Was ist so amüsant?“, fragte Hogue verwundert.

„Ich möchte ihnen nicht die Überraschung nehmen“, sagte Feiler ruhig und schaute auf die Straße, wo die Autos an ihnen vorbei rasten. Er schaute auf den Bürgersteig auf der anderen Straßenseite.

Donnelly, jetzt ist es in deinen Händen, dachte Feiler und rannte los auf die viel befahrene Straße.

1. Kapitel

James Donnelly machte eine Pause und schaute sich im Saal um, ehe er weitersprach. „Es passt außerordentlich, dass wir hier in New York sind, in der Stadt, die zum Symbol des Kampfes zwischen dem Islam und dem Christentum geworden ist. Der Einsturz der Zwillingstürme ist symbolisch für die Verständigung der Religionen. Das ist offensichtlich eine neue Variante im Brüderstreit zwischen Abrahams Söhnen, den Brüdern Isaak und Ismael, Väter des jüdischen und christlichen Glaubens einerseits und des Islam andererseits. Ein Krieg der über 4 Kontinente reicht, man nennt es jetzt den „Krieg gegen Terror“ oder den „Langen Krieg“. In diesem Vortrag möchte ich es den *Dritten Weltkrieg* nennen“.

Donnelly schaute sich noch einmal um. Duzende neugieriger Augen schauten ihn an. Donnelly entschied sich, sein Reden zu beenden. Der Vortrag war lang und ernsthaft gewesen und die erste Kaffeepause des Tages sollte nun folgen.

„Jetzt werde ich erst einmal aufhören mit diesen Weltuntergangsprognosen. Wie es aussieht, warten Sie schon alle ungeduldig auf Kaffee und Kuchen“, sagte er lächelnd und bedankte sich.

Die Anwesenden klatschten lange und laut. Donnelly ging selbstsicher von der Bühne zu Adam Swift, seinem isländischen Assistenten.

„Wie war mein Vortrag?“, fragte Donnelly.

„Sehr gut“, antwortete Swift. Er war Schüler bei Donnelly am Trinity College gewesen, um die Dreißig, schlank, kurze braune Haare und ein feines Gesicht. Sein Vater war Isländer und seine Mutter Irin. Er war abwechselnd in Dublin und Reykjavik aufgewachsen.

„Ja, ja“, Donnelly lachte, „du bist wohl nicht der Richtige, um mir die Wahrheit zu sagen“.

Die Gäste verließen langsam den Saal.

Donnelly schaute auf den leeren Stuhl neben Swift. „Wo ist Paul hingegangen?“

„Das weiß ich nicht. Er ist plötzlich aufgestanden und aus dem Saal gelaufen“, antwortet Swift.

„Ich hoffe es war nicht wegen meines Vortrags“, sagte Donnelly ironisch. „Wollen wir nicht mal schauen, was vorne angeboten wird?“

„Sie zuerst“, antwortet Swift.

Sie gingen den Flur entlang in die Empfangshalle des Sheraton Hotels, wo das Symposium abgehalten wurde. Das Thema der Veranstaltung war der Dialog zwischen Christentum und Islam durch die Jahrhunderte. Die Vorträge waren vielfältig, wobei neue Aspekte aufgezeigt wurden. Die aufschlussreichste Vorlesung war aber noch für den Nachmittag vorgesehen.

Der bekannte Wissenschaftler und guter Freund Donnellys, Paul Feiler, wollte das Geheimnis seiner jahrelangen Nachforschungen lüften. Keiner wusste, worum es ging und eine gewisse Spannung lag in der Luft, als bekannt wurde, dass es sich um revolutionäre Erkenntnisse handeln würde.

Paul hat sich bestimmt entschieden, an seinem Vortrag ein wenig zu feilen, dachte Donnelly, als er hinter den anderen Gästen in das Restaurant ging. Dort wartete duftender Kaffee und eine Auswahl an Kuchen auf sie.

„Typisch amerikanisch“, sagte Swift und schaute sich die bunte Kuchentafel an.

„Lass das bloß keinen hören, du verletzt deren Nationalstolz“, sagte Donnelly und schaute sich die dick gezuckerten Donuts an, in pink, blau und grün. Er war jetzt 5 Tage in den USA gewesen und vermisste jetzt schon das Essen in seiner Heimat Dublin. Nachdem Donnelly einen Bissen von einem gift-grünen Donut abgebissen hatte, legte er ihn beiseite. „Ich glaube, ich gehe mal frische Luft schnappen.“

Der Professor ging in die geschäftige Empfangshalle des Sheraton, trank von seinem Kaffee und dachte über seinen Vortrag nach. Er überlegte, wie die Zuhörer seine Theorie über den Dritten Weltkrieg im Zusammenhang mit dem Konflikt zwischen Islam und

Christentum aufgenommen haben, und seinen Gedanken, dass der Weg, um Frieden zwischen den Religionen wieder herzustellen, bei Abraham beschrieben sei. Donnelly, der Religionsgeschichte studiert hatte (das steht zumindest auf seinem Abschlussdiplom), interessierte sich sehr für die gemeinsame Geschichte dieser beiden Religionen wegen des Patriarchen Abraham.

Die Hochschuljahre in Oxford waren aufregend gewesen und ohne Übertreibung die besten Jahre seines Lebens. Die Freizeit war ihm oft wichtiger gewesen, als das Studium, besonders wegen des Schwimmteams, bei dem Donnelly besonders gerne mitgemacht hatte. Seinen Doktor hat er trotzdem geschafft und später die Dozentenstelle am Trinity College in Dublin bekommen.

Donnelly hatte viele gute Erinnerungen an seine Zeit als College-Lehrer. Dann kam aber doch der Zeitpunkt, an dem er seinen Jugendtraum verwirklichen wollte und sich als Schriftsteller versuchte. Er kündigte seine Stelle und begann mit dem Schreiben. Ein Jahr später war sein erster Roman fertig. Ein geschichtlicher Roman der viel Interesse geweckt hatte. Ihm folgten zwei weitere Bücher.

Donnelly dachte darüber nach und seufzte. Wie die Zeit vergeht, dachte er und fuhr sich durch seine schwarzen Haare. Noch war es dicht, obwohl er Ende vierzig war. Das Alter zeichnete sich woanders ab, zum Beispiel durch kleine Falten im Gesicht - man sagte ihm, dass es ihn attraktiver mache - und ein paar graue Haare im Bartansatz.

„Mach dir keine Sorgen“, sagte seine Frau Mary früher manchmal, „große Schriftsteller dürfen alt aussehen.“

„Das mag sein, aber nicht deren Ehefrauen“, hat er immer geantwortet und dann haben sie beide gelacht.

Mary ...

Donnelly vermisste sie sehr. Ihr Gesicht, die Gespräche, die gemeinsame Zeit. Mary war vor 2 Jahren gestorben. Sie hatte Brustkrebs. Obwohl die Zeit Wunden heilt, hatte Donnelly Schwierigkeiten, seinen Lebensrhythmus wiederzufinden, und sich daran zu gewöhnen, ein alleinstehender Vater für seine 20-jährige Tochter zu sein.

Der Ire ging wie so oft, in Gedanken versunken, in der Empfangshalle umher. Er erinnerte sich gerne an Mary und in seiner Vorstellung war sie noch da. Ein klirrendes Geräusch holte ihn aus seinen Gedanken.

An der Rezeption des Hotels lag zerbrochenes Geschirr auf dem Boden. Dort standen zwei dunkelblau gekleidete Polizisten mit Susan Draper, eine der Organisatorinnen des Symposions. Es war ihre Tasse gewesen. Susan kümmerte sich nicht drum, sondern starrte einen der Polizisten an.

Donnelly ging Richtung Empfang, um zu schauen, was los wäre. In dem Moment drehte Susan sich um und kam ihm entgegen.

Als sie näher kam, sah er, dass ihr Tränen über die Wangen liefen.

Sie wollte an ihm vorbei gehen, doch er legte ihr seine Hand auf die Schulter. „Was ist los?“

„Ein schrecklicher Unfall“. Susan zitterte und war offensichtlich sehr verstört.

„Was ist denn passiert“, fragte Donnelly erschrocken.

Susan konnte kaum antworten. Schluchzend sagte sie: „Es ist wegen Doktor Feiler ... Paul Feiler. Er ... er ist tot“.

2. Kapitel

Etwa 12 km entfernt, an der Ostseite des Morningside Parks, stellte der Geheimdienstmitarbeiter Charles Hogue sein Auto ab. Er stellte den Wagen aus und schaute auf die Uhr. Hogue wartete ungeduldig auf sein Opfer, sein zweites Opfer an diesem Tag. Er blätterte in der New York Times und fand die Nachricht, die er suchte.

Die Nachricht war nicht mehr auf der Titelseite der Zeitung, aber war immer noch auf den ersten Seiten zu finden.

Bombenanschlag in Teheran: Militär in Bereitschaft.

Hogue überflog den Bericht. Der Zeitungsreporter, der den Artikel geschrieben hatte war der Meinung, dass die Bombe am Homa Hotel, unter Amerikanern ein beliebtes Hotel in der Hauptstadt Irans, unsere eigene Schuld ist. Die Al-Kaida Mitglieder im Iran waren die Weltpolitik der Amerikaner satt. Deshalb wären amerikanische Soldaten im Irak und am Persischen Golf jetzt in Bereitschaft.

Hogue lächelte. Er dachte an die Worte des damaligen iranischen Heerschers Ayatollah Khomeinis als er 1979 sagte: „Amerika ist der große Satan und der Feind des Islams.“

In dem Artikel stand auch, dass man diese Bombe als Zeichen sehen müsse, dass Krieg zwischen Iran und Amerika unausweichlich wäre, weil der Iran gute Beziehungen zu seinen Nachbarländern hat, wie Jordanien, Syrien und Libanon. Damit wollte der Reporter sagen, dass für den Fall einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Amerika und Iran, die meisten Länder auf der arabischen Halbinsel sich dem Krieg nicht entziehen könnten.

Hogue Grinste noch breiter: „Das dürfte für sie eine Lektion werden“. Er legte die Zeitung auf den Beifahrersitz und schaute sich um, ob sein Opfer irgendwo zu sehen wäre. Weit oben auf der West 116th Street, konnte er ihn auf seinem Fahrrad sehen.

„Auf seine Gewohnheiten ist verlass“, flüsterte der Geheimagent und wartete gespannt.

Der Fahrradfahrer fuhr rasch Richtung Morningside Park. Als er sich näherte, startete Hogue den Wagen. Hogue hielt Ausschau nach Fußgängern, die ihn eventuell hindern könnten, seine Befehle auszuführen.

Befehle des Vorgesetzten müssen ausgeführt werden, ging durch seinen Kopf. *Paul Feiler ist tot und sein Kumpel bald auch. Das Geheimnis ist nicht mehr in Gefahr.*

Der Mann auf dem Fahrrad fuhr zügig an den Häusern der West 116th Street vorbei und kam rasch näher. Der Zeitpunkt rückte heran, Hogues Hertz schlug schneller.

Jetzt fuhr der Radfahrer über die viel befahrene Kreuzung der West 116th Street und Manhattan Avenue und steuerte auf den Park zu. In dem Augenblick gab Hogues Gas und fuhr mit quietschenden Reifen auf dem Mann zu, auf den er die letzten Minuten gewartet hatte.

Der Mann erschrak als er sah, wie ein schwarzes Fahrzeug auf ihn zuraste. Er versuchte sich noch durch einen Sprung vom Rad zu retten, aber der große schwarze Wagen zielte direkt auf ihn und ein Zusammenstoß war unvermeidlich.

Das letzte, was der Mann sah, war die Front des Autos, die ihn und sein Fahrrad heftig trafen und ein unerträglicher Schmerz ging durch seinen Körper. Für einen Moment drehte sich die Welt, eh sein Kopf mit einem dumpfen Schlag auf dem Asphalt landete und alles um ihn verblasste.

3. Kapitel

Donnelly war wie gelähmt und ließ Susan los.

Paul gestorben? Was redete sie denn da?

Donnelly lief zu den Polizisten hinüber und hoffte auf eine Erklärung. Er wollte nicht glauben, was Susan sagte.

„Offensichtlich wollte er über die Strasse gehen,“ hörte er den einen Polizisten sagen.

„Paul?“, fragte Donnelly mit besorgter Stimme.

„Ja,“ antwortete der Mann.

„Was ist passiert?“, fragte Donnelly.

„Wer bist du, wenn ich fragen darf?“, sagte der Polizist.

„James Donnelly. Ich bin ein guter Freund von Paul.“
„Es tut mir leid, Herr Donnelly“. Der Polizist nahm seine dunkelblaue Polizeimütze ab.
„Paul hatte einen Autounfall, nicht weit von hier, er ist kurz darauf gestorben“.
„Das kann nicht sein, er war doch eben noch im Konferenzsaal“, sagte Donnelly erschrocken. „Er soll heute Nachmittag seinen Vortrag halten“.
„Es tut mir leid“, sagte der andere Polizist.
Donnelly stand da wie versteinert. Er konnte es nicht glauben. *Was erzählen die da?*
„Sind sie... sind sie ganz sicher, dass er es war?“ stammelte Donnelly und hoffte auf ein furchtbares Missverständnis.
„Tut mir leid“, der Polizist schaute ihm in die dunkelbraunen Augen.“ Doktor Feiler hatte seinen Ausweis bei sich.“
Die Welt um Donnelly wurde plötzlich unrealistisch, ihm wurde schwindelig und er musste sich mit beiden Händen an der Empfangstheke festhalten.
Einer der Polizisten bemerkte das und legte die Hand auf seine Schulter. „Es tut mir leid“.
„Ich verstehe das nicht“, flüsterte Donnelly und spürte Druck auf der Brust und ihm fiel das Atmen schwer. „Was hat Paul auf der Straße gewollt, draußen vor dem Hotel“?
„Das versuchen wir gerade herauszufinden“, erklärte der Polizist. „Ein Augenzeuge sagte, er wäre auf die Straße gelaufen, ohne auf den Verkehr zu achten.“
Donnellys Herz raste noch schneller, als er sich das vorstellte. Er versuchte ruhig zu atmen und sein Gleichgewicht zu halten. Aus dem Konferenzsaal hörte man in dem Moment leises Raunen und Entsetzen. Die Nachricht hatte sich unter den Teilnehmern herumgesprochen
„Kann ich ihnen etwas bringen“, sagte eine Stimme mit britischem Akzent.
Er schaute verwirrt auf. „Wie bitte?“
Ein Mitarbeiter des Hotels, der an der Rezeption stand, wiederholte seine Frage. „Kann ich ihnen etwas zur Beruhigung bringen?“
„Danke, es geht schon wieder“. Donnelly riss sich zusammen.
„Sind sie sicher? Vielleicht ein Glas Wasser?“ fragte der Brite vorsichtig.
Donnelly überlegte. Der Mann hatte recht, ein Glas Wasser würde jetzt helfen.
Er schüttete Wasser in ein Glas und reichte es Donnelly.
„Danke!“. Donnelly nahm einen kleinen Schluck und spürte, wie er wieder zu vollem Bewusstsein kam.
„Keine Ursache“, antwortete der Brite, froh, dass er helfen konnte. „Das ist eben für Sie abgegeben worden.“ Der Angestellte reichte Donnelly eine Postkarte. „Vielleicht ist es ja von einer lieben Person und wird sie aufheitern“.
Donnelly schaute auf die Postkarte. „Für mich?“
„Ja!“, antwortete der Mann an der Rezeption.
Donnelly sah gleich, von wem die Karte war. Er schaute nochmal hin und ein drittes Mal. Er konnte seinen Augen nicht glauben.
„Stimmt etwas nicht mein Herr? Sie sehen aus, als hätten sie einen Geist gesehen“, sagte der Mann.
„Ja“, flüsterte Donnelly. „Da haben sie recht“, sagte er und starrte auf die Unterschrift.
Die Postkarte kam von Paul Feiler.

4. Kapitel

Hogue gab immer noch Gas. Er hatte Feilers Kollegen umgefahren und ist dann ohne anzuhalten oder zu zögern weitergefahren. Seine Aufgabe war erledigt.

Hogue fuhr schnell um die Kurve in die West 56th Street und schaute in den Rückspiegel um sich zu vergewissern, ob ihm jemand folgte.

Er sah sein Spiegelbild - einen Mann mit schwarzen Haaren, dicken Augenbrauen und harten Gesichtszügen. Obwohl Hogue keinen sah, fuhr er schnell in Richtung Hauptquartier zur Vanderbilt Avenue, wo sein Vorgesetzter auf ihn wartete.

Mein Vorgesetzter. Ich gebe ihm gleich Bescheid, dachte Hogue und holte sein Handy vor.

„Guten Tag, Charles,“ antwortete sein Vorgesetzter nach kurzem Klingeln.

„Guten Tag,“ sagte Hogue etwas außer Atem. „Die Arbeit ist erledigt.“

„Paul Feiler“?

„Ja und sein Kollege,“ antwortete Hogue stolz.

„Und beide Todesfälle sehen aus wie ein Unfall?“

„Ja, wie Sie es gewünscht haben.“

„Keine Probleme?“

„Alles problemlos gelaufen.“

„Gibt es Beweismittel? Hast du alles vernichtet?“, fragte der Vorgesetzte.

„Ich habe alles vernichtet, was ich finden konnte, auch die Tasche mit dem Vortrag.“

Es war still in der Leitung. Hogue wusste, dass das ein gutes Zeichen war. „Das haben sie gut gemacht.“ Seine Stimme war milder.

„Danke, ist der Auftrag dann beendet?“, fragte Hogue.

„Fast, es gibt nur noch eine Aufgabe.“

„Ja?“

„Wo bist du?“

„Im Auto auf dem Weg zum Hauptquartier.“

„Gut.“ Sein Vorgesetzter atmete tief durch am Telefon. „Ich möchte, dass Sie das Buch vernichten!“

Hogue stockte der Atem. „Das Buch vernichten“, wiederholte er automatisch.

„Ja, es ist zu gefährlich, das Buch aufzubewahren, das haben sie ja oft gesagt. Paul hat das jetzt bewiesen.“

„Betrachten Sie es als erledigt“, sagte Hogue entschlossen.

„Das ist gut. Wir sehen uns später, Charles.“

„In Ordnung, Herr Rottenberg!“ Hogues steckte sein Telefon wieder in seine Jacke. Seine rechte Hand zitterte vor Aufregung.

Das alte Buch, das alles ins Rollen gebracht hatte, ist damals wegen seines Wertes aufbewahrt worden. Hogue interessierte sich weder für die Geschichte des Buches noch für seine Bedeutung oder seinen Wert. Er dachte nur an das Wohl Amerikas und das Buch war eine Bedrohung.

Hogues war früher Soldat gewesen und hatte oft an der vordersten Front gekämpft. Nach einer glänzenden Karriere in der Armee war er zur CIA übergewechselt. Dort konnte er weiter für Amerikas Interessen kämpfen.

In seinen Augen war keine Aufgabe unlösbar, wenn es um das Wohl Amerikas ging. Feiler zu beseitigen, hat er mit Vergnügen gemacht, weil er wusste, dass Amerika und die Welt ohne ihn besser sein würde.

„Und es ist besser für die Welt, wenn das Buch nicht existiert“, flüsterte Hogue und trat auf das Gaspedal. Endlich durfte er das Buch mit dem wertvollen Geheimnis vernichten.

5. Kapitel

Donnelly starrte auf die Postkarte. Er merkte, wie sein Herz in seiner Brust hämmerte und endlos viele Fragen auftauchen. Er las die Postkarte noch einmal. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken:

L'anterchrift trois bien to t annichiliez,
Vingt & ept ans ang durera a guerre:
Les heretiques Morts, captifs, exilez,
Sang corps humain Eau rogie gre ler terre.

Paul og Hagar

Donnelly rieb sich die Augen und las die Postkarte immer wieder, um sicher zu sein, dass er richtig gelesen hatte. Er verstand das Gedicht, aber er wusste nicht, was Paul damit sagen wollte.

Wann hat Paul die Postkarte abgeschickt?

Donnelly suchte nach einem Stempel oder Briefmarke, um das Datum erkennen zu können, aber er fand nichts. „Wann ist diese Postkarte gekommen?“ fragte er den Mann am Empfang.

„Vor einigen Minuten“, antwortete er höflich.

„Hat ein Briefträger die Postkarte gebracht?“

„Nein, es war kein Briefträger“, antwortete der Brite. Ein chinesischer Junge brachte sie, und sagte er hätte eine wichtige Postkarte für James Donnelly.“

„Ein chinesischer Junge?“ Donnelly schaute sich die Postkarte wieder an. Es sieht so aus, als ob Paul sie vorhin abgeschickt hätte, kurz vor dem Unfall. Die Postkarte mit dem Gedicht wurde Donnelly jetzt noch unheimlicher.

Donnelly kannte das Gedicht gut. Es war von Michel de Nostradamus. Er hatte das Gedicht zum erstenmal in jungen Jahren gelesen. Es war ihm in Erinnerung geblieben, so was vergisst man nicht so schnell.

Er dachte öfter über dieses und andere Gedichte von Nostradamus nach. Unsere heutige Welt mit den aktuellen Auseinandersetzungen zwischen Christen und Moslems war sehr ähnlich dem, was Nostradamus für das Jahr 2000 vorhergesagt hatte. Es war keine Überraschung, dass er für dieses Jahr einen Krieg vorhergesagt hatte.

Viele meinen, das wäre eine heilige Zahl, die das Ende bedeute, wie zum Beispiel die Prophezeiung der HOPI-Indianern. Die Mayas glauben an das Ende der Welt im Jahr 2012 und bei den Ba'hais hat man Ähnliches vorhergesagt. Was Nostradamus' Vorhersage so interessant macht, liegt darin, wie exakt er die Gegner beschreibt, obwohl er das vor 500 Jahren geschrieben hat.

Adam Swift kam angelaufen. „Hast du schon gehört, was passiert ist?“, fragte er ernst.

Donnelly schaute hoch und nickte traurig.

„Es tut mir so leid“, sagte Swift. Er wusste, dass Paul und Donnelly seit Jahren gute Freunde waren.

Anstatt Swift zu antworten, schaute er ihm tief in die Augen. „Das habe ich gerade bekommen“, sagte er und reichte Swift die Postkarte.

Swift schaute sie sich an. „Sie ist von Paul“, sagte er verwundert.

Donnelly nickte.

„Von wann ist die Karte?“

„Von vorhin...glaube ich.“

„Vorhin? Wie kann das sein?“

„Es sieht so aus, als ob Paul die Karte kurz vor seinem Unfall abgeschickt hat“, sagte Donnelly.

„Weißt du warum?“

Donnelly schüttelte den Kopf.

Swift kratzte sich die Stirn und sah sich die Postkarte an. „Was für ein Gedicht ist das?“

„Das ist eine Prophezeiung“, korrigierte Donnelly. „Von Nostradamus.“

„Nostradamus?“ Swift war sich nicht sicher, ob er seinen alten Lehrer richtig verstanden hatte. „Hat Paul dir eine Postkarte mit einer Prophezeiung von Nostradamus kurz vor seinem Unfall geschickt?“

Donnelly antwortete nicht, er verstand es auch nicht.

„Worum geht es in dem Gedicht?“, fragte Swift.

Donnelly dachte nach. „Um den Krieg zwischen Islam und Christentum.“ Er hielt inne. „Oder den dritten und letzten Weltkrieg, wie Nostradamus es nannte.“

6. Kapitel

Hogue fuhr zügig die breite Straße runter und parkte sein schwarzes Auto vor dem geheimnisvollen Hauptquartier des Manhattan Institutes. Das war ein unauffälliges Gebäude an der Vanderbilt Avenue 52, gegenüber dem riesigen New Yorker Grand Central Bahnhof von 1871. Der Bahnhof war einst das Wahrzeichen der Stadt gewesen.

Manhattan Institute ist eine sogenannte Ideenschmiede. Das heißt, es ist ein selbständiges wissenschaftliches Institute. Nicht in der Öffentlichkeit, aber hinter den Kulissen. Es formte die Ideologie zahlreicher Politiker und Unternehmer. Zum Beispiel spielte das Institut eine große Rolle in der Regierungszeit von Bürgermeister Rudolf Giuliani. Am berühmtesten wurde das Institute, als der amerikanische Präsident George W. Bush sagte, er habe seine Inspirationen zwei Dingen zu verdanken: Der Bibel und dem Manhattan Institute.

Seit der Gründung 1978 ist das Manhattan Institute die einflussreichste, aber doch nicht die bekannteste Ideenschmiede Amerikas. Das Institut ist von dem umstrittenen früherem Präsidenten des Geheimdienstes, William Casey, gegründet worden. Es ist daher eng verknüpft mit dem CIA. Das Manhattan Institute ist auch mit der CIA durch den größten Sponsor des Institutes, der Rockefeller Chase Manhattan Bank, verbunden. Ein früherer Direktor der Bank beeinflusste die Philosophie der CIA maßgeblich. Wegen der engen Verknüpfung des Manhattan Institutes und der CIA denken viele, dass das Institut nur eine Fassade für die CIA in New York ist.

Hogue stieg aus seinem Auto aus und ging zum Gebäude, seinem Hauptquartier und vieler anderer CIA-Mitarbeiter in New York. Er wusste, dass die Menschen über die Arbeit des Manhattan Institute viele Theorien hatten. Man sprach über CIA, Jesuiten, Freimaurer und sogar Nazis im gleichen Atemzug, aber das war ihm egal.

„Die Menschen sind Heuchler“, murmelte er vor sich hin, während er auf den Aufzug wartete. Sie möchten das Amerika die dominierende Kraft in der Welt ist, protestieren aber, wenn sie herausfinden, was alles nötig ist, um all das zu realisieren. Manchmal muss man eben die Regeln ein wenig verbiegen zum Wohl der amerikanischen Bürger – aus Gründen der nationalen Sicherheit.

Hogue betrat den Aufzug und drückte auf den Knopf, der ihn zur 2. Etage brachte, wo das Manhattan Institut seine Räumlichkeiten hatte.

Der Aufzug hielt an und die Tür öffnete sich. Hogue begrüßte einen Sicherheits-Wachposten, der am Eingang stand. Er ging den Flur entlang zu seinem Büro. Er schloss die Tür hinter sich und setzte sich an seinen Schreibtisch. Er hatte gerade seinen Computer eingeschaltet, als Ben Rottenberg, sein Vorgesetzter, in das Büro kam und hinter sich die Tür schloss.

Er verriegelte die Tür.

Rottenberg war ein hohes Tier innerhalb der CIA und leitete deren Büro beim Manhattan Institute. Er war bekannt für seine Launen. Das hatte Hogue oft zu spüren bekommen. Die härtesten und brutalsten Vorgesetzten, die er aus der Armee kannte, konnten Rottenberg nicht das Wasser reichen, wenn sein Temperament mit ihm durchging.

Rottenberg setzte sich Hogue gegenüber, seine Zigarre füllte die Luft mit Rauch. Sein Schnurrbart war schon teilweise grau und tiefe Falten im Gesicht machten ihn noch grimmiger.

Hogue saß still und wartete. Es brauchte einiges um ihn aus der Ruhe zu bringen, er hatte schon einiges in seinem Leben gesehen. Der Blick von Rottenberg reichte.

„Paul Feiler ist also tot,“ sagte sein Vorgesetzter endlich und seine steingrauen Augen blitzten.

„Ja, Herr Rottenberg,“ sagte Hogue.

„Haben sie die Leiche gesehen?“ fragte er.

„Was meinen sie?“ Hogue verstand die Frage seines Vorgesetzten nicht.

„Haben sie Feiler gesehen, als er tot war, die Augen zu, bewegungslos und so weiter?“ fragte Rottenberg genervt, weil er sich wiederholen musste.

„Ja, ich habe die Leiche gesehen“, antwortete Hogue, „Er war mausetot, als ich mich über ihn beugte.“

„Wunderbar, dann ist das erledigt.“ Rottenberg fuhr sich durch die kurzen grauen Haare. „Diese Geschichte mit Feiler bleibt unter uns, ist das klar?“

„Ja, selbstverständlich Herr Rottenberg“, sagte Hogue.

„Gut“, sagte sein Vorgesetzter und ging mit der Zigarre im Mund aus dem Büro.

7. Kapitel

Donnelly setzte sich auf ein Sofa in dem östlichen Ende der Empfangshalle. Er versuchte zu verstehen, was los war. Warum hatte Paul ihm Nostradamus' Prophezeiung kurz vor seinem Tod geschickt?

Die Worte trafen ihn in's Herz. Er konnte es immer noch nicht glauben. Donnelly befreite aus diesen Gedanken. Jetzt war nicht die Zeit für Trauer. Noch nicht. Nicht, solange so viele Fragen wegen der Postkarte von Paul offen waren. Fragen, die alle auf das gleiche hinwiesen. Wollte Paul ihm etwas sagen?

Donnelly atmete tief ein und raffte sich auf. „Diese Prophezeiung ist eine der berühmtesten die Nostradamus in seinem Leben geschrieben hat“, fing er an, seinem jungen Assistenten zu erklären.

„Warum?“ fragte Swift.

„Weil das einer seiner bekanntesten Abschnitte über den Dritten Weltkrieg ist.“

„Moment mal, habe ich richtig gehört? Gedichte über den Dritten Weltkrieg? Zwischen Moslems und Christen?“, fragte Swift erstaunt als er über die Unterschiede und das jetzige Weltbild nachdachte.

Donnelly nickte.

„Aber ich glaube nicht einmal an Prophezeiungen.“

„Keine Sorge, ich auch nicht“, antwortete Donnelly schnell.

Swift schaute ihn schweigend an und wartete auf eine Erklärung.

„Es gibt viele verschiedene Arten von Prophezeiungen. Manche sind Unsinn und andere sind wissenschaftlich begründet. Manche sind spirituell und andere realistisch.“ Donnelly versuchte nicht an Paul zu denken und erzählte weiter. „Nostradamus hat ein Gefühl dafür gehabt, wie die Konflikte zwischen den Glaubensgemeinschaften sich entwickeln würden. Das ist eine Vorhersage, die Veränderungen in der Zukunft prognostiziert. Solche Prophezeiungen hören wir ständig. Zum Beispiel Wettervorhersagen und Wirtschaftsprognosen.“

„Sind das nicht zwei unterschiedliche Dinge?“ fragte Swift. „Das Wetter von morgen mit Hilfe von Satelliten vorherzusagen oder welche Glaubensrichtungen sich in 500 Jahren bekriegen werden?“

„Ja sicherlich. Was ich damit sagen will ist, dass Nostradamus durch die Entwicklung der Religionen logisch abgeleitet hat, was passieren wird, und er hat Recht gehabt.“ Donnelly hörte auf zu reden und schaute hinüber zu den Polizisten im Foyer. Sie sprachen mit ein paar Teilnehmern des Kongresses. Wahrscheinlich, um Näheres über den Unfall zu erfahren.

Donnelly schluckte und schaute Swift wieder an. „Die Prophezeiungen haben eine andere interessante Dimension. Nostradamus hat 3 Antichristen in der Geschichte vorhergesagt, einen nannte er Hister.“

„Meinst du nicht Hitler?“ Swift hatte das schon mal gehört.

„Nein, Nostradamus schrieb *Hister*. Manche meinen, dass er den deutschen Fluss Hister meinte. Das kann gut sein. Das ist aber nicht so wichtig, weil Adolf Hitler dachte, als er diese Vorhersagen entdeckte, dass Nostradamus beschrieben hätte, wie er Deutschland zum Sieg führen sollte.“

Swift schaute den Professor an und meinte verstanden zu haben. „Prophezeiungen werden wahr, weil Menschen sie sich zum Leitbild machen.“

„Genau. Schau dir die Horoskope an. 1642 wurden die ersten in englischen Zeitungen gedruckt und so geht es bis heute, weil die Menschen daran glauben wollen. Millionen von Menschen lesen sie und gestalten ihren Tag danach. Somit werden Vorhersagen wahr.“

„Aber Hister ist nicht das gleiche wie Hitler“, bemerkte Swift.

„Bei Nostradamus' Vorhersagen findet man viele Wortspiele“, sagte Donnelly. „Er hat Buchstaben den Worten hinzugefügt, hat sie verdreht, hat neue Worte erfunden und so weiter. Alles, um deren wirklichen Inhalt zu verstecken. Er lebte im 16. Jahrhundert, als die katholischen Inquisitionsgerichte jede Art von Hexerei verurteilten.“

„Wer ist der erste Antichrist laut Nostradamus?“

„Napoleon Bonaparte.“ Donnelly machte eine kleine Pause, um sich zu erinnern, es war ja auch eine Weile her, seitdem er Nostradamus gelesen hatte. „Er redet über „den Glatzköpfigen“, der versuchen wird, die Welt zu erobern. Bonaparte bedeutet *der Glatzköpfige*. In den Gedichten über den Dritten Weltkrieg nennt Nostradamus auch den dritten Antichristen.“

„Weiß man, wer das sein soll?“ fragte Swift.

„Nein, aber Nostradamus nennt ihn MABUS.“ Donnelly schaute sich die Postkarte von Paul an. „Wissenschaftler deuten das oft so, dass er aus der islamischen Welt kommt. Saddam Hussein und Osama Bin Laden werden genannt. Manche interpretieren es aber so, dass er aus der westlichen Welt kommt. In diesem Kontext liegt es am nächsten, den dritten Antichristen Mabus mit George W. Bush in Zusammenhang zu bringen. Man könnte sich *Ma* als eine Betonung vor Bush vorstellen“, erklärte er.

Swift fand keine Worte mehr. Auch wenn er nicht an Prophezeiungen glaubte, war die Wahrscheinlichkeit groß, wenn man den Namen oder auch die geschichtlichen Umstände betrachtete. Bush christlicher Krieg gegen den Islam könnte als der Dritte Weltkrieg bezeichnet werden.

„Also“, sagte Swift vorsichtig, „wirst du mir jetzt sagen, was in dem Gedicht steht?“

„Ja, selbstverständlich.“ Donnelly räusperte sich. „Es geht etwa so.“ Er holte tief Luft, bevor er das Gedicht aufsagte.

8. Kapitel

Obwohl Rottenberg gegangen war, fühlte er immer noch seine Anwesenheit. Der Befehl, das alte Buch zu vernichten, hörte er immer noch im Kopf.

Hogue wollte gerade aufstehen und in die nächste Etage gehen, wo das auf Leder geschriebene Dokument auf ihn wartete, als sein Arbeitskollege Jack Kerver in das Büro kam.

Kerver und er waren seit vielen Jahren Kollegen und hatten des Öfteren *Spezialaufgaben* für Rottenberg und das CIA zu erledigen. Spezialaufgaben, wie Paul Feiler. Die letzten Jahre war Kerver ruhiger geworden, weil er eine Familie gegründet hatte. Momentan war sich Hogue gar nicht sicher, ob Kerver dem Agentenjob noch gewachsen war.

„Störe ich?“ Kerver setzte sich hin. Er war blond, die Haare nach hinten gekämmt und hatte einen Vollbart. Seine Bewegungen waren vorsichtig, fast nervös.

„Nein“, Hogues Stimme war entspannt.

„Rottenberg war gerade da“, sagte Kerver. Seine Augen wurden ernst.

„Wir haben auch eben miteinander gesprochen.“

„Über Paul Feiler?“

„Ja.“

Kerver dachte nach. „Es darf sich auf keinen Fall herumsprechen, dass wir mit ihm etwas zu tun hatten,“ sagte er. „Das wäre unser aller Ende.“

„Keine Sorge. Ich nehme dieses Geheimnis, wie alle anderen CIA-Geheimnisse mit mir ins Grab.“

„Ich habe Frau und Kinder, das weist du.“ Kerver schwieg und strich sich die blonden Haare nach hinten. „Die haben keinen außer mir, wenn ich im Gefängnis lande.“

„Jack, Paul Feiler ist tot und die Geschichte auch“, sagte Hogue, um seinen Kollegen aufzumuntern. Eigentlich schämte er sich für ihn. Kerver hatte keine Härte mehr. „Mach dir keine Sorgen, denk nicht drüber nach, dann wird das Ganze vergessen und deine Frau und deine Jungs müssen sich keine Sorgen machen.“

Als Hogue seine Familie und deren Sicherheit erwähnte, wurde er ruhiger.

„Hör mir mal zu. Das Schwierigste ist vorbei. Ab jetzt ist es einfach. Das Einzige, was wir machen müssen, ist zu schweigen“, sagte Hogue und grinste. „Nicht war?“

„Ja“. Hogue hatte Recht. Sie brauchten nichts mehr zu tun. Paul Feiler einfach nie wieder erwähnen und dann würde alles gut sein. *Das konnte ja nicht so schwer sein?*

„Nach ein paar Wochen wird alles vergessen sein, du wirst sehen“, sagte Hogue zum Schluss, um das Gespräch zu beenden.

„Alles vergessen und begraben. Das hört sich gut an“, meinte Kerver und stand auf. „Danke für das Gespräch, Charles.“

„Keine Ursache.“

„Bis später.“ Kerver verließ das Büro.

Hoge blieb am Schreibtisch sitzen. Vieles ging ihm durch den Kopf. Jetzt gibt es kein Zurück mehr.

Auf dem Schreibtisch lag die New York Times, die Hogue heute früh im Auto gelesen hatte. Er erinnerte sich an die Nachricht über die Bombe in Teheran vor ein paar Tagen.

Hogue starrte auf die Zeitung. „Mein Teil ist abgeschlossen, jetzt bist du drann“, flüsterte er mit heiserer Stimme und dachte an seinen Kollegen, der weit weg in einem fernen Land war.

Franklin, jetzt bist du drann!

9. Kapitel

Der Tempelberg in Jerusalem ist einer der heiligsten Orte der Welt. In der Bibel steht, dass es am Anfang nur Wasser gab und Dunkelheit, die die Tiefe umgab. Ein kleines Stück Land ragte aus dem Wasser heraus, das soll der Berg gewesen sein. Die Legende sagt, dass der erste Sonnenstrahl Gottes von dort kam und alles rundherum erleuchtet hat, wo Jerusalem heute steht.

An diesem unglaublichen Ort treffen sich drei Religionen. Zuerst haben die Juden den Berg als ihren in Anspruch genommen, dann die Christen und zum Schluss die Moslems. Adam wurde dort begraben, Jesus gekreuzigt und Mohammed ist zum Himmel aufgestiegen.

Und am wichtigsten, Abraham, der Vater aller dieser drei Religionen und der erste Monotheist der Welt, wollte seinen Sohn dort für Gott opfern. Als Gott seine Entschlossenheit sah, schickte er einen Engel, der ihn hinderte, seinen Sohn zu opfern. Er sagte ihm, dass wegen seines Gehorsams die Nachkommen seines Sohnes das gesegnete Volk sein würden, das *ausgewählte Volk*.

John A. Franklin eilte am Tempelberg vorbei, die Zigarette im Mundwinkel. In seiner Eile auf dem Weg nach Hause beachtete er weder die Goldene Moschee oben auf dem Berg, noch die Klagemauer. Es war nicht wirklich sein Zuhause. Seine Heimat war Amerika, viele tausend Kilometer entfernt. Vorübergehend war er in Jerusalem zu Hause. Ein Refugium vor dem Wahnsinn, wo er Frieden finden konnte.

„Frieden,“ murmelte Franklin. Das Wort war ein Widerspruch zu den Verhältnissen hier in Israel.

Er erreichte das Haus, zog noch einmal den Rauch der Zigarette in sich ein, und warf sie weg, bevor er in das Haus eintrat. Seine Wohnung war im 2. Stock, einfach und nichts Aufsehen erregendes. So wie Franklin es haben wollte. Er lebte im Verborgenen. Ein Mann in geheimer Mission, der die Welt retten würde.

Franklin war jetzt seit zwei Jahren in Israel, um geheime Aufgaben zu lösen. Er und seine Vorgesetzten wussten, dass das neue Jahrhundert einen langen Kampf um die Macht werden würde. Die Amerikaner hatten noch die Macht, aber viele würden sie gerne an sich reißen, Unter anderen, die Muslime. Helle Köpfe hatten Franklin hierhin geschickt, um das zu verhindern. Das mit dem Homa Hotel in Teheran war erfolgreich gewesen und die nächste Aufgabe wartete schon auf ihn.

Die zu Hause müssten zufrieden sein, besonders Hogue.

Franklin setzte sich aufgeregt vor den Computer, schrieb den Brief und schickte ihn zu seinem Vorgesetzten nach Amerika:

Nephris läuft nach Plan und die Männer sind bereit für den 14 Juli.
Ich treffe sie heute Nachmittag, halte Sie auf dem Laufenden.

Güße J.A.Franklin

10. Kapitel

Donnelly ging das Gedicht im Kopf durch und übersetzte für Swift:

Der dritte Antichrist vernichtet bald,
27 Jahre wird sein blutiger Krieg dauern
Irrgläubige alle tot, im Gefängnis oder verstoßen
Blut färbt das Wasser und die Erde erschüttert.

Swift war sprachlos. „27 Jahre Weltkrieg“. Er dachte an den „Langen Krieg“. So hat die amerikanische Regierung den Krieg gegen den Terror genannt und behauptet, er könnte zwei Jahrzehnte dauern.

„Nostradamus sagt den Anfang des Krieges in dem Jahrhundert vorher, in dem der Wassermann beginnt. Die Erde geht laut Berechnungen im Jahr 2010 in das Jahrhundert des Wassermannes“, erklärte Donnelly.

„Was ist mit dem 11. September 2001? Ich erinnere mich an Mails, die mit der Prophezeiung von Nostradamus an dem Tag um die ganze Welt gingen,“ sagte Swift.

„Das Gedicht über die Stahlvögel, die die Zwillinge in der großen Neuen Stadt vernichten würden?“ Der Isländer nickte mit dem Kopf.

„Das war zusammengesetzt aus zwei Nostradamus-Prophezeiungen, und nicht so zu verstehen.“

„Das wusste ich nicht“, sagte Swift.

„Du darfst das nicht missverstehen“, sagte Donnelly. „Das Gedicht hatte seine Wirkung erzielt. Viele Wochen glaubte die Welt, Nostradamus hätte den 9/11 und dessen Folgen vorhergesehen.“

„Aber das Gedicht war aus zweien zusammengesetzt.“

„Das ist nicht wichtig, es erinnert an den 11. September und es handelt vom Krieg zwischen Moslems und Christen.“

Donnellys Blick verfinsterte sich. „Viele glauben, dass Al-Kaida dieses Gedicht in Umlauf gebracht hat, um Angst in der westlichen Welt zu schüren und Weltuntergangsstimmung zu schaffen.“

„Das ist sehr interessant, den 9/11 mit dem bedeutendsten Propheten der Welt in Verbinden zu bringen“, meinte Swift.

„Das ist nichts Neues. In jedem Jahrhundert hat man sich für seine Prophezeiungen interessiert. Im 18. Jahrhundert war es die Französische Revolution, im 19. die Erfolge Napoleons und im 20. Jahrhundert der Beginn des Zweiten Weltkriegs“, erzählte Donnelly und dachte an die Prophezeiung: *Deutsche Soldaten greifen im Jahr 1939 Polen an*. Als Göbbels dies hörte, entschloss er sich, Nostradamus in seine Propaganda einzubinden. Die Nazis waren da aber nicht die einzigen. Der erste Propaganda-Film von vielen die MGM für die amerikanische Armee produzierte, hieß „Nostradamus says so“ und zeigt, dass er den Sieg der Amerikaner vorhergesehen hat.

„Du hast gesagt, dass der Krieg bei Nostradamus 27 Jahre dauert“, sagte Swift. „Was kommt dann?“

Donnelly lehnte sich in seinem Sessel zurück und seufzte. „Er hat vorhergesagt, dass Weltfrieden herrschen würde.“

„Weltfrieden?“, wiederholte Swift seinen alten Lehrer.

„Ja, die Wissenschaftler haben die Gedichte so gedeutet.“

„Kann man sie nicht auf viele Weise deuten?“

„Ja, sicherlich. Manche sind schwer verständlich und bieten viele Möglichkeiten der Interpretation, aber nicht alle. Manche sind sehr deutlich und bilden eine Einheit, besonders die, die von den Antichristen und von den Kriegen handeln“, antwortet Donnelly.

Swift wollte noch mehr Fragen stellen, mehr wissen über den Propheten, er war fasziniert von dem Gedicht und dachte über das nach, was Donnelly ihm erzählt hatte. Die Frage, die ihn und Donnelly jetzt beschäftigte, war nach wie vor, warum hat Paul dieses Gedicht kurz vor dem Unfall geschickt. Wollte er unsere Aufmerksamkeit auf die Konflikte zwischen Moslems und Christen richten, warum?

„Weißt Du, wer Hagar ist?“, fragte Swift plötzlich.

Donnelly schaute sich die Namen unten auf der Postkarte an: *Paul und Hagar*.

„Nein“, antwortete er.

„Nicht gerade ein gängiger Name bei uns.“

„Das ist richtig“, sagte Donnelly.

Swift dachte einen Moment nach. „Könnte das nicht die eine wahre Hagar sein?“

„Du meinst Abrahams Hagar?“, fragte Donnelly.

„Ja, wenn man den Inhalt des Gedichtes berücksichtigt“, schlug Swift vor.

Donnelly nickte. Diese Idee hatte er auch schon. Sie ist die bekannteste Hagar aller Zeiten. Sie gebar Ismael mit Abraham, Mohammed hat seine Herkunft ebenfalls von Abraham und Adam. Ismael wird deshalb als Vater der Mohammedaner bezeichnet.

„Das wäre der Zusammenhang bei Nostradamus. Diese zwei Männer waren am meisten im Rampenlicht nach dem 9/11 und natürlich auch Osama Bin Laden.“ Donnelly konnte sich nach den Anschlägen gut an die Diskussionen über Abraham erinnern. Man hat viele Bücher über ihn geschrieben, Vorträge gehalten und die Titelseite der Times wurde ihm gewidmet, alles wegen der Überlegung, ob der Frieden zwischen den Religionen bei deren Vorfahren zu finden sein könnte.

Donnelly hatte das in seinem Vortrag am Morgen auch erwähnt, dort hat er einige Beispiele für die Verknüpfung dieser beiden Glaubensrichtungen durch Abraham aufgeführt. Menschen aus der westlichen Welt waren immer erstaunt zu hören, dass das wichtigste

Ereignis im Leben Abrahams, die Opferung seines Sohnes, der Schlüssel zur Osterfeier, Rosh Hashanah - der heiligsten Feier der Juden und auch zu Eid ul-Adha, dessen Höhepunkt die Pilgerfahrt nach Mekka ist.

„Wenn es so ist, warum hat dann Paul Hagars Namen auf die Postkarte geschrieben?“ fragte Swift.

Donnelly erwachte aus seinen Gedanken. „Was meinst du?“

„Nun, wenn Paul unsere Aufmerksamkeit auf Abraham lenken wollte, warum schrieb er nicht seinen Namen auf die Postkarte?“

Donnelly schaute ihm in die Augen, sah sich die Postkarte an und warf einen Blick in die Menschenmenge im Foyer bevor er antwortete: „Ich habe überhaupt keine Ahnung.“